

Joachim Schmiedl

EIN CHRISTLICHES EUROPA?

ANMERKUNGEN ZU VERGANGENHEIT UND ZUKUNFT EINES ZUSAMMENWACHSENDEN KONTINENTS

In den Worten des römischen Kurienkardinals Walter Kasper war es eine „Sternstunde der Ökumene“, als sich vom 06.-08. Mai 2004 in Stuttgart Mitglieder von über 150 Geistlichen Bewegungen aus allen christlichen Konfessionen zu einem Kongress versammelten. Auf dem Programm stand nicht nur in vielen Einzelveranstaltungen, „miteinander Reichtum entdecken und teilen“, sondern auch die gemeinsame Sorge um die Zukunft Europas, das durch die Neuaufnahme von zehn neuen Mitgliedsländern eine neue Etappe seiner Geschichte beginnt. Eine „Botschaft an Europa“, die am 08. Mai verabschiedet wurde, will zum Ausdruck bringen, dass die Geistlichen Bewegungen mithelfen möchten, die neue Europäische Union zu einer Gemeinschaft der Geschwisterlichkeit und christlicher Werte bilden zu helfen (siehe den Text in diesem Heft, S. 49-50).

In diesem Prozess engagiert sich auch die Schönstatt-Bewegung. Dabei weiß sie sich einem Auftrag ihres Gründers verpflichtet. Aus der Betrachtung der Geschichte des Abendlandes kam P. Joseph Kentenich zur Überzeugung, dass der europäische Kontinent und die von seiner Kultur beeinflussten Teile der Welt nicht nur eine christliche Geschichte haben, sondern sich auch für die Weitervermittlung christlicher Werte in die Zukunft verantwortlich zu halten haben. Ist Europa, ist das europäische Christentum dazu fähig und bereit? Welche Konsequenzen ergeben sich aus der Geschichte des Christentums in diesem Kontinent?

Zur Geschichte des Christentums in Europa

Die Apostelgeschichte beschreibt den Anfang des Christentums in Europa als visionäres Geschehen. Die von Paulus gegründeten und inspirierten Gemeinden werden zu Keimzellen eines von der Hauskirche aus strukturierten Christentums, das zur eigentümlichen hellenistisch-römischen Prägung der frühkirchlichen Gemeinden führt. Die zentrale einigende Rolle spielt dabei die zunehmend wichtiger werdende römische Petrus-Tradition.

Die Entwicklung einer christlichen Theologie geschieht auf dem Hintergrund der heidnischen Denktraditionen. Dabei nimmt das Christentum Einflüsse der klassischen griechischen Philosophie (Platon, Aristoteles), des Hellenismus (Plotin, Neuplatonismus), der Mysterienkulte und vorderorientalischer Religionen auf. Die Klärung der eigenen Christologie und Trinitätslehre geschieht mit dem in der Umwelt vorgefundenen Instrumentarium und der entsprechenden Terminologie. Für die

Wiedererlangung der philosophisch-theologischen Höhenlage der Spätantike, die nach der Völkerwanderung verloren gegangen war und erst im Hochmittelalter (Scholastik) wieder erreicht wurde, war die Vermittlung des antiken Erbes über das islamische Spanien entscheidend.

Bleibendes Erbe der ersten Jahrhunderte europäischen Christentums ist die enge Orientierung des Kirchenrechts am römischen Recht und der Liturgie an den religiös-zivilen Riten des römischen Kaiserreichs. Daraus entwickelte sich eine besondere juristische Denkform des westlichen Christentums und die Prägung der lateinischen Liturgie (wie Formen, Gebetsstil).

Durchgängiges Konfliktfeld des europäischen Christentums ist das aufeinander bezogene, sich im Spannungsfeld von Hegemonie und Autonomie entwickelnde Verhältnis von Kirche und Staat. Marksteine dieser Entwicklung sind der Zeitraum zwischen Konstantin (Christentum als erlaubte Religion) und Theodosius (Christentum als Staatsreligion, Zusammenstöße mit Ambrosius), Karl der Große, die hochmittelalterlichen Päpste Innozenz III. und Bonifaz VIII., die in der Zeit der Konfessionalisierung praktizierten neuen Formen einer Zuordnung von Kirche und Staat sowie die Konfliktfelder des 19. und 20. Jahrhunderts (Säkularisierung, Staatskirchentum, Trennung von Kirche und Staat, konkordatär geregeltes Verhältnis).

Seit dem 14. Jahrhundert charakterisiert sich das europäische Christentum durch missionarische Expansion. Dabei wird vielfach mit dem christlichen Glauben auch die europäische Zivilisation und Kultur exportiert. Missionierung geht mit Kolonialisierung und Export bestimmter kultureller Traditionen einher.

Die durch die Reformationen des 15. und 16. Jahrhunderts verursachte Konfessionalisierung Europas hat ihre Konsequenzen vor allem in einem neuen Staat-Kirche-Verhältnis, in einer mehr oder weniger gelungenen Ethisierung von Religion und in einem Lernprozess von Pluralität und Toleranz.

Ein entscheidender Einschnitt in der Glaubensgeschichte Europas ist die Aufklärung und ihre politische Durchsetzung im Gefolge der Französischen Revolution. Unter ihrem Einfluss werden wesentliche Elemente des christlichen Wertekonsenses Europas in einem säkularisierten Gewand aufgegriffen und umgeformt. Zu nennen sind etwa Wert und Würde des Menschen, seine Gleichheit und Freiheit, Institutionen menschlichen Zusammenlebens. Von Napoleon stammt die Aussage, das Kernstück seines Gesetzbuchs, des Code civil, sei die Ehescheidung. Seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert gestaltet das Individuum die Normativität der Institution.

Im 19. Jahrhundert kommt es zunächst zu einer Desäkularisierung Europas. Die einerseits national bestimmten, andererseits zunehmend auf „Rom“ ausgerichteten „Katholizismen“ prägen das gesellschaftliche Antlitz Europas von neuem. Trotz konfliktiver Beziehungen (Kulturkämpfe) nehmen Christen entscheidenden Einfluss auf die Entwicklung des Sozialstaats. Das birgt die Versuchung in sich, die notwendige Distanz zum Staat nicht einzuhalten; die andauernde Kritik an der Haltung der Kirchen in der Zeit des Nationalsozialismus mag paradigmatisch dafür stehen.

Dass in Europa die Entwicklung zu einer pluralistischen Gesellschaft mit einer nicht zu übersehenden Säkularisierung der religiösen Praxis und des öffentlichen Klimas einher gegangen ist, kann mit Blick auf die USA möglicherweise als ein Sonderweg charakterisiert werden. Von daher ergeben sich unterschiedliche Szenarien für eine mögliche Zukunftsperspektive des christlichen Europas: Säkularisierung und Desäkularisierung können als langfristige Prozesse gesehen werden, die sich in Zyklen vollziehen – oder der Prozess der Entchristlichung kann als notwendige Folge der Modernisierung (im Sinne der Institutionalisierung und Differenzierung) gedeutet werden. Davon hängt die Zukunft des Christentums in Europas weitgehend ab.

Weichenstellungen europäischer Geschichte nach Joseph Kente- nich

In der Reflexion Joseph Kentenichs auf die europäische Geschichte gibt es im Verlauf der Entwicklung mehrere Knotenpunkte, an denen er Veränderungen und Neuorientierungen festmacht.

Die erste entscheidende Weichenstellung für Europa, so Kente-
nich, war die Entscheidung zum Christentum in der zweiten Phase der Christianisierung nach dem Ende des Römischen Reichs. Die meisten germanischen Stämme der Völkerwanderungszeit schlossen sich dem arianisch geprägten Christentum an. Erst die Franken unter Chlodwig I. ließen sich um die Wende vom 5. zum 6. Jahrhundert gemäß dem Glaubensbekenntnis von Nizäa (325) taufen. Diese Entscheidung war nach Kente-
nich eine Entscheidung gegen eine nationale Kirche und für die Zugehörigkeit zur Universalkirche. Gleichzeitig war das Bekenntnis zu den zwei Naturen in Jesus Christus eine Hilfe, Göttliches und Menschliches zu unterscheiden – die theologische Klarheit war eine Hilfe bei der Herausbildung von Staats- und Regierungsformen, in denen Kirche und Welt nicht getrennt, aber doch unterscheidbar waren. Die Entwicklung des europäischen Westens hin zur Eigenständigkeit unterschiedlicher Sachbereiche, wie sie vom Zweiten Vatikanischen Konzil in „Gaudium et spes“ aufgegriffen und angewandt wurde, hat hier ihre lange nachwirkenden geistesgeschichtlichen Wurzeln.

In diese Richtung führt auch die zweite Weichenstellung, die sich nach Kente-
nich mit den großen abendländischen Theologen verbindet. Im 5. Jahrhundert akzentuiert die Theologie des bedeutendsten westlichen Kirchenvaters, des Nordafrikaners Aurelius Augustinus, unter dem Eindruck des inneren und äußeren Zerfalls des Römischen Reiches die Geringfügigkeit menschlicher Möglichkeiten und eigenen Heilswirkens. Augustinus ist der große Theologe der göttlichen Gnade, auf die der Mensch bedingungslos angewiesen ist. Eigenes Tun bleibt – Augustins persönliche Erfahrung steht im Hintergrund – immer Fragment. Der Theologe der göttlichen Erstursache erlebte im westlichen Europa durch die Reformatoren des 16.

Jahrhunderts eine neue Renaissance. Die Gnade allein – Martin Luther brachte den augustinischen Ansatz auf diese prägnante Formel.

So sehr P. Kentenich das uneingeschränkte Vertrauen auf Gott betonte und mit dem heiligen Vinzenz Pallotti den Primat der Erstursache alles Seins und Wirkens hochschätzte, spielte für seine Theologie der Ansatz eines anderen Theologen die Hauptrolle. Thomas von Aquin, der für seine Werke auf die philosophische Tradition des bis ins Hochmittelalter in Europa weitgehend vergessenen Griechen Aristoteles zurückgreifen konnte, dessen Schriften erst kurz zuvor auf dem Umweg über muslimische Gelehrte Spaniens als lateinische Übersetzungen griechischer Originale aus dem Arabischen bekannt geworden waren, sah stärker die Eigenverantwortlichkeit des Menschen. Gegenüber der göttlichen Erstursache betonte er den Beitrag der menschlichen Zweitursache. Dieser Denkansatz ermöglichte es Thomas, menschlichem Handeln eine gewisse Autonomie zuzusprechen. Der Aufschwung der Wissenschaften, die besondere Bedeutung der Universitäten und die sich in einer bis dahin ungekannten Art dem Menschen als Mittelpunkt zuwendenden Künste sind ohne diese Akzentverschiebung des Thomas von Aquin nicht denkbar. Ohne die differenzierte Wirkungsgeschichte in Thomismus und Neuscholastik zu berücksichtigen, kann festgehalten werden, dass mit Thomas von Aquin die Eigenständigkeit kultureller Sachbereiche denkerisch ermöglicht und seitdem umgesetzt wurde.

Daraus ergab sich freilich ein anderes Problem – und das ist die dritte Weichenstellung in der abendländischen Geschichte, auf die P. Kentenich hinweist. Mit zunehmender Autonomie der Wissenschaften und ihrer Emanzipation vom kirchlichen Lehramt nahmen die Konflikte zu. Die frühneuzeitlichen Auseinandersetzungen um die von der Kirche eingeforderte Letztzuständigkeit auch in den (Natur-) Wissenschaften auf der einen und das Selbstbewusstsein der auf der Wahrheit ihrer Untersuchungsergebnisse beharrenden Wissenschaftler auf der anderen Seite führten zu einer zunehmenden Entfremdung zwischen der – übrigens nicht nur der katholischen - Kirche und den neuen Leitdisziplinen, für die Theologie eine immer geringere Rolle spielte. Die abnehmende persönliche religiöse Bindung vieler Wissenschaftler bis zum 18. Jahrhundert kann als Symbol dafür stehen.

Unter dieser Perspektive ist die Aufklärung für P. Kentenich eine Periode in der abendländischen Geistesgeschichte, die er durchaus kritisch betrachtet und würdigt. Dabei ist der Gesichtspunkt nicht die von ihm bejahte und als typisch für das römisch-katholische Christentum bezeichnete Eigenständigkeit der Wissenschaften und Lebensbereiche, sondern dass – um mit Friedrich Nietzsche zu reden - die Erde von der Sonne losgekettet wurde. Kentenich denunziert die Entwicklungen seit der Aufklärung als den Versuch, die Welt allein auf Grund autonom ablaufender Naturgesetze und menschlichen Handelns zu erklären. Es geht ihm nicht um die Forderung bloßer „Gläubigkeit“ – dazu forderte er selbst viel zu oft auf, alles kritisch nachzuprüfen und die Gesetzmäßigkeiten herauszuarbeiten -, sondern darum, „hinter“ den beobachteten Phänomenen die göttliche Tiefendimension wahrzunehmen.

Das Wort, das Kantenich in den 1960er Jahren für diesen zu leistenden Vorgang einführte, lautet „Psychologie der Zweitursachen“. Ganz im Sinn der Pastoralkonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils wollte er die Säkularisierung der modernen Welt überwinden helfen durch eine neue integrative Sichtweise, welche Gott nicht als Gegner oder Behinderer menschlicher Fähigkeiten, Erfindungen und Entdeckungen sieht. Die Welt zu lieben, in der Welt heimisch zu sein, emotional an die Welt gebunden zu sein – aber gleichzeitig in dieser Welt den Gott des Lebens inne zu werden und an ihn sich auszuliefern („Spurensuche“): diesen Spagat zu vollbringen mutete P. Kantenich dem heutigen Menschen zu. Doch ergeben sich aus einer solchen Sichtweise auch Perspektiven für das neue Europa?

Perspektiven für Europa

In der gegenwärtigen politischen Diskussion werden unter dem Stichwort „Gottesbezug in der Verfassung“ manche Stellvertreterkriege geführt. Denn es geht um mehr als nur die Nennung eines Namens. Vertreter aller Richtungen sind sich einig darüber, dass die kulturelle, politische und wirtschaftliche Tradition vielen Wurzeln entstammt. Sie alle zu nennen, vielleicht der Reihe nach aufzuzählen, wäre durchaus redlich. Der historische Überblick am Beginn dieses Artikels zeigt auf, dass die europäische Geschichte kein einliniger Prozess gewesen ist. Das Christentum hat das Gesicht des Kontinents geprägt – nicht nur im Mittelalter, sondern bis heute; man braucht nur an den Beitrag zu denken, den der polnische Katholizismus und Papst Johannes Paul II. beim Zusammenbruch des Kommunismus geleistet haben. Die Profilierung des Christentums geschah aber auch in der Auseinandersetzung etwa mit dem Islam – angefangen von Karl Martell im 8. Jahrhundert über die Türkenkriege zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert bis zum „Kopftuchstreit“ unserer Tage. Die Werte der Aufklärung, wie sie sich in dem programmatischen Dreiklang der Französischen Revolution „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ manifestieren, haben ihre letzten Wurzeln in der Heiligen Schrift, selbst wenn sich die Kirche lange schwer mit ihrer Realisierung tat. Der Beitrag der Schönstatt-Bewegung und anderer Geistlicher Gemeinschaften zu einem neuen Europa kann deshalb nicht zuletzt in der Vermittlung einer solchen integrativen Sichtweise bestehen: Europa hat viele Wurzeln, die zusammen gesehen werden müssen. Europa ist kein einheitlicher Kontinent, sondern lebt von der Pluralität seiner historischen, kulturellen und religiösen Wurzeln. Sie prägen die unterschiedlichen geistigen Strömungen unseres Kontinents aus. Bei näherem Hinsehen zeigt sich freilich der unverzichtbare Beitrag, den das Christentum bei diesem Formierungsprozess geleistet hat und nach wie vor leistet.

Dieses historische Erbe verpflichtet Europa für die Zukunft. Als P. Kantenich am 14. März 1947 von Papst Pius XII. in Privataudienz empfangen wurde, versprach er ihm, dass die Säkularinstitute, vor allem der Schönstatt-Bewegung, sich einsetzen würden für die Erneuerung einer christlichen Gesellschaftsordnung. Die gemeinsa-

me Aktion der Geistlichen Bewegungen aus verschiedenen christlichen Konfessionen geht in die gleiche Richtung. Das Europa der Zukunft soll kein Kontinent sein, der sich allein an ökonomischen Werten orientiert; dafür dürften schon die personellen Ressourcen nicht ausreichend sein. Europa muss seine Fähigkeiten zur Bildung und Durchsetzung von Werten ins Spiel bringen. Der Katalog von menschlichen Grundrechten, wie er zuerst in der amerikanischen Verfassung von 1776 formuliert wurde, ist europäisches Erbe. Die Durchsetzung dieser Grundrechte, die sowohl individuelle als auch soziale Rechte und Verpflichtungen betreffen, bedurfte wohl eines enormen Engagements und forderte in zwei Weltkriegen einen sehr hohen Blutzoll. Gott sei Dank gibt es auch das friedlichere Modell der Überwindung der kommunistischen Systeme, so dass am Beginn des 21. Jahrhunderts das Modell Europa als ein Beispiel dafür stehen kann, wie aus einer grundsätzlichen Orientierung an einer wertebasierten Grundordnung ein Kontinent friedlich zusammenzuwachsen vermag.

Der Kontinent Europa darf jedoch nicht zur Festung Europa werden. Auch das gehört zum Abendland-Konzept P. Kentenichs. In der Gründungsurkunde der Schönstatt-Bewegung vom 18. Oktober 1914 spielt das „darüber hinaus“ eine zentrale Rolle. Die Verantwortung Europas endet nicht an seinen Grenzen. Der missionarische Impuls führt bis heute viele Menschen in andere Länder. Die Kritik P. Kentenichs an diesem Engagement bleibt jedoch bis heute gültig: Hat sich von Europa ausgehende Mission in vergangenen Jahrhunderten nicht zu sehr mit europäischem Imperialismus und Kolonialismus vermischt? Wurde nicht allzu oft christlicher Glaube in europäischen Formen verkündigt? Ergibt sich nicht vielleicht von da her die Verpflichtung, als Christen die Sorgen und Nöte anderer Kontinente wahrzunehmen und sie nicht zu vergessen. Auch für die Geistliche Bewegung Schönstatt gilt: Lateinamerika ist viel mehr im Bewusstsein als Asien und Afrika. Engagement für Europa kann auch bedeuten, die (christlichen und religiösen) Zukunftschancen und Gefährdungen der übrigen Welt zu sehen, an ihnen teilzunehmen und sich davon bereichern zu lassen.

Der Einsatz für Europa war für P. Kentenich nie Selbstzweck. Er stand unter der Prämisse, dass Gott sich seines europäisch-abendländischen Volkes von neuem erbarmen werde. Europa, das als erster Kontinent in Gänze den christlichen Glauben angenommen hatte, soll seiner Überzeugung nach dauerhaft Zeugnis für die Fortsetzung der Heilsgeschichte ablegen. Diesen Anspruch einzulösen, scheint angesichts einer drohenden Ökonomisierung und Rationalisierung des neuen Europa schwierig. Aber sie entspricht dem, was spirituelle Kräfte, an ihrer Spitze Papst Johannes Paul II., diesem neuen Europa an Visionskraft zumuten.